

Neue Sachbücher

Es schwankt das Fundament des Glücks

Antike und Mittelalter glaubten noch, das Glück allgemeingültig bestimmen zu können. In der Moderne aber ist das Glück subjektiviert worden, verwandelte sich der Glücksbegriff in eine Sammelbezeichnung für die Befriedigung individueller Präferenzen. Und diese sind zum einen unterschiedlich, zum anderen – auf Grund der strukturellen Knappheit aller Glücksgüter – konfliktuell.

Deshalb lässt sich auf dem Glück keine Ordnung errichten. Denn jede Ordnung muss der fundamentalen Legitimationsbedingung allgemeiner Zustimmungsfähigkeit genügen. Es ist notwendig, die Glücksebene zu transzendieren und einen unparteilichen Standpunkt einzunehmen, von dem aus nur noch verallgemeinerungsfähige Interessen in den unparteilichen Blick geraten. Die Instabilität eines Glücksfundaments zeigt folgende Überlegung: Geht man von einem gegebenen Verteilungszustand aus, dann können wir annehmen, dass einige mehr haben als andere. Jene, die mehr haben, möchten noch mehr haben oder zumindest das, was sie haben, behalten; diejenigen, die weniger haben, möchten ebenfalls mehr haben, am besten so viel wie die anderen, Besserverdienenden, Talentierteren und vom Schicksal auch sonst Verwöhnteren.

Egalisierende Maßnahmen müssen daher notwendigerweise zugleich Glück und Unglück hervorrufen. Denn den Mehrhabenden wird genommen, und den Wenighabenden wird gegeben. Da nun ein und dieselbe Egalisierungssaktion den Egalisierungsoffern Unglück, den Egalisierungsnutznießern hingegen Glück bringt, ist es wenig sinnvoll, sich bei sozialstaatlichen Gleichheits- und Ungleichheitsdiskussionen auf den schwankenden Boden des Glücks zu stellen. Nirgendwo steht geschrieben, dass das Glück der Neider, Benachteiligten und Wenighabenden ein größeres moralisches Gewicht besitzt als das der glücklich Besitzenden.

Wenn nun dem Glück der Habenichtse kein größeres moralisches Gewicht zukommt als dem der Besitzenden, dann – so könnte der Eudämonist argumentieren – bestünde Gerechtigkeit darin, jedem gleiches Glück zu garantieren. So wären Glück, Gerechtigkeit und Gleichheit in einer Formel vereinigt – wie in dem plakativen und leider fehlübersetzten deutschen Titel des hier vorgestellten Buches. Aber dieser Vorschlag taugt nichts. Bereits die Wendung „gleiches Glück“ ist unverständlich, da individuelle Befriedigungszustände nicht vergleichbar sind. Daher macht es auch keinen Sinn, Gerechtigkeit als Glücksgleichheit zu bestimmen.

Wenn wir Glücksgleichheit als Gerechtigkeitkriterium einführen, erhalten wir außerdem Ergebnisse, die mit unseren Gerechtigkeitvorstellungen kollidieren. In der Literatur spricht man vom Problem des teuren Geschmacks. Man stelle sich vor, die eine Hälfte der Gesellschaft bestünde aus Seltersmenschen, die andere Hälfte aus Champagnermenschen. Um Champagnermenschen glücklich zu machen, muss weitaus mehr aufgewendet werden als zur Befriedigung der Selters-

Warum rentiert sich gesellschaftliche Gleichheit? Richard Wilkinson und Kate Pickett antworten mit einer Reihe von einleuchtenden Zahlen.

fund ist einleuchtend: Ein Gleichheitszuwachs kommt der Gesamtgesellschaft zugute, er vermindert die Kosten der durch Armut erzeugten sozialen und gesundheitlichen Probleme.

Diese Probleme – soziale Desintegration, psychische Erkrankungen, gesundheitliche Mängel und sinkende Lebenserwartung, wachsende Unbildung, Anstieg von Gewalt und Drogenkonsum, Überbelegung der Gefängnisse, mangelnde soziale Mobilität, fehlende Möglichkeit sozia-

lischer Aufstiegs, Zukunftsverlust und lebensethische Apathie – sind soziale Krankheitsherde; sie liefern die Kriterien, mit denen die Autoren die Bekömmlichkeit und Unbekömmlichkeit von Gesellschaften messen. Und sie sind allesamt, dies die diagnostische These, Auswirkungen der Ungleichheit, können also durch angemessene Umverteilungsmaßnahmen, durch Anheben des Durchschnittseinkommens erfolgreich bekämpft werden.

Obwohl das Buch auf Halden von Daten beruht, ist es nicht mit Zahlenreihen angefüllt. Die Autoren haben sich auf übersichtliche Diagramme beschränkt, in denen ihre Wasserwaagenmessungen der Abhängigkeit zwischen Einkommensungleichheit und dem Ausmaß verschiedener sozialer und gesundheitlicher Problemfelder anschaulich dargestellt wird. Und der Text besteht im Wesentlichen aus der Interpretation dieser Diagramme, die leicht verständlich und erfreulich unangenehm vorgetragen wird.

Ärgerlich ist nur der deutsche Titel, der offensichtlich vermutete egalitaristische Instinkte der deutschen Sozialstaatsmentalität bedienen möchte. Wörtlich übersetzt, lautet der Originaltitel: „Wasserwaage. Warum gleichere Gesellschaften fast immer besser dran sind“. Diese Formulierung ist weitaus zurückhaltender und vermeidet die Großwürde des Glücks und der Gerechtigkeit, von denen auch im Text nicht die Rede ist. Ein Bezug zum Glück besteht hier nur insofern, als ein so-



Wer in diesen Gläsern das Glück winken sieht, bekommt es mit dem Problem des teuren Geschmacks zu tun.

Foto dpa

menschen. Hier für Gerechtigkeit, für Glücksgleichheit zu sorgen verlangte also von den Seltersmenschen, den teuren Geschmacks der Champagnermenschen zu subventionieren.

Aber von all diesen Überlegungen lässt sich der *common sense* nicht sonderlich irritieren. Er ist davon überzeugt, dass zwischen der Gerechtigkeit, der Gleichheit und dem Glück ein Zusammenhang besteht, dass eine Gesellschaft bekömmlicher ist, wenn in ihr Gleichheit herrscht, und sie darum auch als gerecht, zumindest als gerechter bezeichnet werden kann. Und diese *common-sense*-Überzeugung erfährt durch Richard Wilkinson und Kate Pickett starke Rückendeckung.

Denn die beiden Autoren sind Datensammler, die in den letzten Jahren die Statistiken der Industriegesellschaften durchforstet haben, auf der Suche nach Korrelationen zwischen Einkommensverteilungsmustern und dem Ausmaß sozialer und gesundheitlicher Probleme. Und ihr Be-

ziales Umfeld, das nicht mit den genannten Problemen belastet ist, den einzelnen Individuen im Durchschnitt eine günstigere Lebensentwicklung ermöglicht.

Aber nicht nur das Glück ist hier auf das Niveau allgemein vorzugswürdiger gesellschaftlicher Zustände reduziert, auch die Rede von der Gleichheit bleibt zurückhaltend. Das Buch kann sich mit einer generellen Bekräftigung des welfaristischen Status quo der marktwirtschaftlichen Demokratien begnügen und es bei einer freundlichen Mahnung an die Politiker des Westens belassen, in den egalitaristischen Anstrengungen nicht nachzulassen und in harten Zeiten nur ja nicht nach Vorwänden für eine Minderung des Gleichheitsniveaus zu suchen.

WOLFGANG KERSTING

Richard Wilkinson und Kate Pickett: „Gleichheit ist Glück“. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Aus dem Englischen von Edgar Peinelt u. Klaus Binder. Tolkmert Verlag bei Zweitausendeins, Berlin 2009. 334 S., geb. 19,90 €.

Der König lässt bitten und vergießt seine Tränen

Auch die Heulforschung möchte bedacht sein: Peter Dinzlacher zieht der Ritualforschung Grenzen

König Heinrich weinte bitterlich, als man seinen vielversprechenden Ratgeber Konrad bei der Harzburg zu Grabe trug; auf dem Weg von Goslar her hatten ihn Mörder in einen Hinterhalt gelockt. Indessen sagte man dem Salier nach, er selbst habe zur Tat angestiftet, weil der junge Adlige eine königliche Konkubine für sich beansprucht hatte. „Er war ein Meister der Verstellung“, erhöhte ein sächsischer Gegner die falschen Tränen des Monarchen.

Zur selben Zeit, also um 1080, wussten andere ebenso, dass Tränen täuschen, also missbraucht werden können, wenn sie der Teufel als Vater der Lüge hervorruft. Tränen galten aber auch als Geschenk Gottes. Zwei Jahrhunderte nach Heinrich IV. flehte Ludwig IX. unablässig im Gebet um einen Tränenfluss als Zeichen der angenehmen Buße und Sündenvergebung. Seinem Beichtvater gestand der heiligmächtige Mann, der Herr gönne ihm manchmal einige Tränen: „Wenn er sie voller Wonne über seine Wangen bis zum Mund hinunterrinnen fühlte, kostete er die süße Gabe nicht nur in seinem Herzen, sondern schmeckte sie auf seiner Zunge.“

Vom spontanen Weinen, wie wir es kennen, ist weder im einen noch im anderen Fall die Rede. Dabei lehrt die moderne Lakrimologie, dass Emotionstränen (im Unterschied zu Irritationstränen) auf einem unwillkürlichen psychophysischen Vorgang beruhen, bei dem sich der Körper zum Abbau von affektiven Spannungen und Stress schädlicher Eiweißstoffe entledigt. Andererseits gilt es als verhaltensbiologische Konstante, dass Weinen als Signal der Schwäche aufgefasst wird, mit dem die Aggressionen des Rezipienten abgebaut werden und seine Hilfe eingefordert wird.

Auch unwillkürliches Weinen war also durch soziale Normen konditioniert. Bei körperlichem Schmerz in der Öffentlichkeit zu weinen wurde Männern im Mittelalter nicht eingeräumt, aber die höfische Literatur kennt doch manch andere Anlässe. In der „Chanson de Roland“ weint

Karl der Große um seine Gefährten, während umgekehrt von den Gefolgsleuten erwartet wurde, dass sie bei Verlust und Bedrohung mit ihrem Herrn weinten. Die Tränengemeinschaft durfte aber nicht ausufern, und ein Held wie Hartmann Iwein verbrag selbst beim Abschied von der Geliebten ein Überfließen seiner Augen.

In der deutschen und niederländischen Mittelalterforschung ist das Weinen von Herrschern vor großem Publikum seit einiger Zeit zum Prüfstein für eine umfassende Deutung der Epoche avanciert. 1996 begründete der Münsteraner Historiker Gerd Althoff die Lehre, dass derartige Tränen nicht Ausdruck einer Emotion seien, sondern ein Ritual, das genauen Spielregeln folgte. Zwar musste Althoff einräumen, dass diese nirgendwo schriftlich niedergelegt oder wenigstens angesprochen

waren; trotzdem hätten sie mit Gesetzeskraft das Handeln der politischen Führungsschicht bestimmt. Stets sei öffentliches Weinen der Könige gut vorbereitet und mit allen Akteuren abgesprochen worden und habe dazu gedient, eine Änderung der Politik zu demonstrieren. Die Regelmäßigkeit des Rituals zeige, dass selbst in einer weithin archaisch-schriftlosen Zeit wie dem 10. bis 13. Jahrhundert Rationalität in der Politik herrschte.

Althoff ist zwar schon früh widersprochen worden, jetzt hat aber ein Außenseiter des Fachs eine Fundamentalkritik gewagt: der Wiener Ehrenprofessor Peter Dinzlacher streitet gegen den „mediävistischen Panritualismus“, wobei er neben den angeblichen Heilritualen ebendie „Helden und Herrscher in Tränen“ neu untersucht. Bei seinen Quellendeutungen korrigiert er nicht nur offensichtliche

Mängel der gängigen Interpretationen, die regelhaftes statt spontanen Verhaltens erschließen sollen, sondern zieht vor allem neue Zeugnisse heran. So ergibt sich aus der Autobiographie Jaumes I. von Aragón (gestorben 1276), dass der König aus Trauer über die Treulosigkeit seiner Leute und verletzte Ehre weint, und obwohl diese spontan mitweinen, lassen sie sich nicht unstimmen. Jede Rede von Inszenierung würde diesen Fall, der nach Althoffs „Spielregeln“ nicht vorgesehen war, die Überlieferung verfälschen. Ebenso wichtig wie die kritische Quellenforschung sind Dinzlachers Hinweise auf die Ergebnisse der anthropologischen „Heulforschung“, die das herrschende Paradigma als realitätsfremd erscheinen ließen.

Gewissenhaft fragt Dinzlacher danach, wieso sich die Münsteraner Lehre trotz ihrer Defizite so rasch in der Mittelalterforschung verbreiten konnte. Er konzediert zwar den Innovationsschub, den ein unbefangener Blick auf vorher verkannte nonverbale Verhaltensweisen ausgelöst habe, entscheidend jedoch sei etwas anderes gewesen: Althoff habe mit seinen Thesen das traditionelle Arbeitsfeld der deutschen Mittelalterhistorie, die politische Geschichte, bereichern und erneuern wollen. Seine Forschungen zielten nach eigenen Worten „letztendlich auf das ‚Wesen‘ mittelalterlicher Staatlichkeit“ und auf „neue Wege der Verfassungsgeschichte des Mittelalters“.

Demgegenüber weist Dinzlacher zu Recht auf das eigentliche Feld der Tränenforschung hin: das der historischen Anthropologie. Wenn die Geschichte der Emotionen im Mittelalter künftig nur die Hälfte der Aufmerksamkeit fände, die in den letzten Jahrzehnten den Ritualen galt, eröffneten sich Perspektiven auf neue Einsichten allgemeiner Bedeutung in eine ferne und fremd gewordene Vergangenheit.

MICHAEL BORGOLTE

ERIC PFEIL, fester Mitarbeiter im Feuilleton dieser Zeitung und Blog-Autor bei faz.net, hat seine „Pop-Tagebücher“ dort veröffentlicht, wo sie auch hingehören: zwischen zwei Buchdeckel. Wenn er nicht gerade das Konzertleben in einer rheinischen Großstadt erkundet, macht sich der Musikkritiker seine Gedanken darüber, was Popmusik ist: mehr als ein Lebenssurrogat, etwas, das man gar nicht ernst genug nehmen kann. Deswegen muss er immer wieder gegen eine Einsicht anschreiben, die anfällig macht für Enttäuschungen, ohne die es aber nicht geht, weil sie die Leidenschaft entfacht, ohne die ein Kritiker nicht arbeiten kann: „Ein bisschen ist es mit der Popmusik bei mir ja wie mit Freundinnen: Ich erwarte einfach zu viel.“ Es ist ein Sammelsurium an Liebes- und Hasserkklärungen, das anregen soll zur altmodischen Kulturtechnik des Tonträgerkaufs. (Eric Pfeil: „Komm, wir werfen ein Schlagzeug in den Schnee“. Die Pop-Tagebücher. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010. 370 S., br., 14,95 €.) F.A.Z.



Briefe an die Herausgeber

Österreichs Liebe zur eigenen Nation

Zu „Infelix Austria oder Ich hasse mich selbst“ von Dirk Schümer (F.A.Z. vom 5. Februar): Man merkt, dass Dirk Schümer noch nicht lange in Österreich und Wien ist. Der Artikel ist voller gängiger Klischees und Vorurteile. Wer als Deutscher wie ich seit siebzehn Jahren in Österreich lebt, kann nur den Kopf schütteln.

Es gibt hier keineswegs eine „landestypische Mislaunigkeit“, und das „Hochhalten von Tradition“ ist hier nur für einen linksliberalen Deutschen wie Schümer „rührend“. Tatsächlich ist es täglich gelebte Wirklichkeit, von der sich die Bundesrepublik Deutschland, dieses form- und traditionslose Land, eine Scheibe abschneiden könnte.

Es handelt sich in diesem Land nicht um eine „sich in Tradition und Redoute gegen die Zukunft verschanzende Gesellschaft“, sondern um eine solche, die nach einem klassischen Wort Gemeinschaft der Toten, der Lebenden und der noch leben Werden ist.

Der deutsche Selbsthass ist hier eben nicht bekannt, und das ärgert offenbar alle klugen Intellektuellen. Man kann nicht zugleich bedauern, dass man Jörg Haider in Kärnten zu einem „Landesheiligen“ erhebt, und im gleichen Satz feststellen, dass statt der erwarteten 50 000 nur 2000 Besucher gekommen sind. Mit der Heiligenverehrung ist es wohl nicht weit her. Aber dann wird eben beides kritisiert, die angebliche Apotheose und die ausgebliebene Apotheose gleichermaßen. Da klappern die Metaphern.

Haider hat auch niemals in Kärnten ein „absolutes Regiment“ geführt, das konnte er gar nicht, da in Kärnten eine Konsens-

regierung herrscht, in der alle Parteien von einer bestimmten Stimmenzahl an vertreten sind. Wenn man Haider gewähren ließ, so müssen sich ÖVP und SPÖ gleichermaßen an die Nase fassen. Das alles als „rüpeliges Bauerntheater“ zu bezeichnen ist typisch deutsch, piekfinesisch, arrogant und präpotent. Diese Haltung ist es, die die deutschen Brüder so unangenehm auffallen lässt in Österreich.

Es gibt natürlich keineswegs in dieser auf Konsens angelegten Gesellschaft „einen nicht mehr zu kittenden Riss durch die Republik“. Das ist allenfalls Wunschdenken Schümers, der seine Weisheiten vor allem wohl aus dem linksliberalen bis sozialdemokratischen „Standard“ hat. Dessens von Schümer zitierter Ausspruch „Willkommen in der Bananenrepublik!“ ist hierzulande beschränkt auf die 60 000 Abonnenten des „Standard“. Und einige Innsbrucker Politologen, die Schümer so warmherzig nennt.

Keineswegs heißt auch in diesem Land, wie Schümer meint, „jeder Dritte Popschil, Sinowatz oder Chmelar“. Das ethnische Substrat Österreichs ist noch immer das Bayerische, seine Sprache ist Ostmittelbairisch beziehungsweise in Kärnten Südbairisch.

Und „900 Jahre der österreichischen Geschichte sind identisch mit der deutschen Reichsgeschichte“, wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vor Jahren einmal richtig schrieb. Allerdings hat man hier tatsächlich eine „Liebe zur eigenen Nation“, wie Karl Kraus gesagt hat, was Schümer aber abfällig zitiert und kritisiert.

PROFESSOR PETER MEIER-BERGFELD M.A., ST. JOHANN, ÖSTERREICH

Bei Misserfolg Schnee schippen

Zu „Westerwelles Welt“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 23. Februar): Um weiteren Schaden von der eigenen Partei, aber auch von der Regierung insgesamt abzuwenden, sei dem FDP-Vorsitzenden Westerwelle ein schrittweiser Strategiewechsel empfohlen: Erster Schritt: Erich Fromm lesen, der einmal singenmäßig geschrieben hat, jeder Mensch wolle arbeiten, eine befriedigende (Erwerbs-)Tätigkeit gehöre zum Lebensglück des Menschen. Zweiter Schritt: Einen Gesetzesentwurf einbringen, der Arbeitslosen eine Entschädigung für entgangene Lebenserfüllung zugesteht. Dritter Schritt: Falls diese Initiative scheitert, sollte die FDP den geschätzt 3,5 Millionen Arbeitslosen, die zum Teil seit Jahren verzeifelt einen Job suchen, aus eigener Kasse eine symbolische Entschädigung von sagen wir zehn Euro zahlen (gern auch hun-

dert Euro, gegebenenfalls gestaffelt nach der Zahl vergeblicher Bewerbungen).

Damit würde die FDP, die seit 1949 viele Jahre den Wirtschaftsminister stellte, ihre Mitverantwortung dafür bekunden, dass es in der Bundesrepublik bisher nicht gelungen ist, die Beschäftigungsfrage dauerhaft zu lösen. Zugleich würde der jetzige Wirtschaftsminister, ebenfalls FPD, unter positiven Leistungsdruck gesetzt, weil ja mit jedem neu geschaffenen Arbeitsplatz zehn Euro in die Parteikasse zurückfließen. Die liberale Arbeitsbeschaffungspolitik könnte noch weiter an Glaubwürdigkeit gewinnen, würde sich die FDP-Fraktion geschlossen verpflichten, bei einem Misserfolg im nächsten Winter Schnee zu schippen.

HEINZ KLUSS, WACHTBERG

Ordopluralismus statt Kapitalismus

„Revision des Kapitalismus?“ So überschrieb die F.A.Z. in ihrer Ausgabe vom 15. Februar die Besprechung neuer Wirtschaftsbücher. Eigentlich gibt's da nichts zu revidieren. Denn immer deutlicher wird, dass die kapitalistische Wirtschaft ihre Zukunft schon hinter sich hat. Zu den bedauerlichen Irrtümern unserer Zeit gehört, die Soziale Marktwirtschaft als eine im Prinzip kapitalistische Wirtschaft mit sozialen Korrektiven misszuverstehen.

Die Soziale Marktwirtschaft ist keine kapitalistische, sondern eine pluralistische Wirtschaft. Den Maßstab dafür bilden die ausbalancierte Vielfalt der Kräfte des Marktes und der verschiedenen sozialen Strukturen, nicht die Einfalt des Kapitals.

Die sozialistische Wirtschaft des Ostblocks musste untergehen, weil in einer pluralistischen Gesellschaft das Dogma des alles bestimmenden Produktionsfaktors Arbeit nicht mehr zeitgemäß war. Und die kapitalistische Wirtschaft trägt den Keim des Niederganges in sich, weil

Mehr Mitgefühl und Verzeihung

Zum Artikel „Erschrocken“ (F.A.Z.-Feuilleton vom 24. Februar): Ich bin katholischer Christ und teile nicht immer die Meinung von Frau Bischöfin Margot Käßmann: es hält mich jedoch nicht davon ab, ihr menschlich in dieser Situation beizustehen. Sicherlich ist es ein besonders schwerwiegender Fall, in betrunkenem Zustand Auto zu fahren, vor allem wenn man bedenkt, welcher Schaden damit an anderen Menschen angerichtet werden kann.

Das wird Frau Käßmann wohl selber wissen, und ich gehe davon aus, dass sie sich für diesen Vorfall auch wirklich schämt. Ihr aber mit Bibelziten zu drohen, halte ich für reichlich pharisäerhaft; hat der Autor des Artikels noch nie etwas

Verwerfliches unternommen? Hat er noch nie im Evangelium von Lukas aus weiter gelesen bis zu Johannes, 8,7: „... Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie?“ Sicherlich haben die Kirchen einen hohen Anspruch an das Verhalten ihrer Mitglieder; da aber überall Menschen diese Kirche bilden, wird es auch immer wieder zu Fehlern und sündhaftem Verhalten kommen. Anklage ist in unserer heutigen Gesellschaft schnell ausgesprochen, für Mitgefühl und Verzeihung dagegen immer weniger Raum vorhanden. Die F.A.Z. täte gut daran, sich nicht in diesen allgemeinen Trend einzureihen.

THOMAS MICKLER, HABITZHEIM

Mozart im Beichtstuhl

Patrick Bahners bietet in seinem Leitartikel „Die Dynamik des Skandals“ (F.A.Z. vom 13. Februar) eine Bestandsaufnahme der „Jesuitenaffäre“ und nennt als eine potentielle Quelle für den Missbrauch das Aushorchen im Beichtstuhl. Hierzu sei ergänzt, dass der Regisseur Stefan Herheim 2007 im Aalto-Theater Essen die Handlung der Oper „Don Giovanni“ in eine Kirche und die Abenteuer des Helden in einen Beichtstuhl verlegt hatte – eine herrliche Persiflage dieser traurigen Ereignisse.

DR. JÖRG KREKEL, ESSEN

Brandaktuell

Zum Beitrag „Erschrocken“ über das Fehlverhalten der Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Margot Käßmann (F.A.Z.-Feuilleton vom 24. Februar): Das Erschrecken sei ebenso auf Seiten der evangelischen Gläubigen – im Sinne des Wachwerdens. Für sie (wie auch für die Anhänger der zweiten großen Staatskirche) gilt zeitlos und brandaktuell das Wort Jesu über religiöse Führer in Matthäus 23,3: „Alles nun, was sie euch sagen, tut und haltet; aber handelt nicht nach ihren Werken, denn sie sagen es und tun es nicht.“

MICHAEL SCHUCH, SCHWÄBISCH HALL